

2. Die Löwenjäger

Allen Kindern, deren Mutter früh stirbt, wachsen schnell größere Aufgaben zu. Die Kindheit endete so abrupt wie das Thema Schule. Früh für erwachsen genug erklärt, steckten sie mich – oder ich tat es selbst – in den Eisenwarenladen, wo ich meinem Vater helfen sollte. Das Gebäude in der Calle de la Feria riss sich letzten Endes ein Onkel unter den Nagel. Er hatte den Erbteil meines Großvaters ausbezahlt, sodass mein Vater auf dem Marktplatz unseres Viertels Triana ein eigenes Geschäft eröffnen konnte. Eigentlich nicht mehr als einen Marktstand, den wir jeden Morgen aufbauen mussten. Sämtliche Böcke und Tischplatten sowie Kisten mit Waren wurden dafür auf den Platz geräumt. An den Donnerstagen bauten wir den Laden bis auf den letzten Rest ab, packten ihn auf einen Handkarren und zogen ihn zur Calle de la Feria. Ein anderer Onkel, der wie ich circa acht oder zehn Jahre alt war, half. War das ein Spaß, die Räder des Karrens in die Gleise der Elektrischen zu stellen und mit voller Fahrt die Straßen bergab zu schießen! Dieser Teil der Arbeit machte noch Spaß. Der reinste Horror für mich war indes, den ganzen Tag am Stand zu bleiben, vor allem: Das Verkaufen an sich.

Die Hände der Frauen aus La Algaba

Bevor mein Vater mich allein am Stand zurückließ, um in der Taverne an der Ecke ein Gläschen zu trinken, gab er mir kluge Ratschläge:

»Achte immer darauf, zu welchem Preis du verkaufst, lass dich nicht auf's Feilschen ein, lass dich nicht drücken, prüfe die Münze, die sie dir geben, und vor allem achte auf die Hände der Algabeñas!«

Die Frauen aus La Algaba hatten den Ruf, auf dem Markt von Triana und bei den Ständen der Feria zu stehen. Ich weiß nicht, ob zu Recht oder zu Unrecht, immerhin wurde ihnen eine ungeheure Flinkheit der Hände nachgesagt, mit denen sie die Gegenstände vor den Augen der naiven Händler verschwinden ließen. Derart vorgewarnt und von meinem Vater am Stand allein zurückgelassen, galt all meine Aufmerksamkeit diesen diebischen Langfingern aus La Algaba. Immer wenn eine von ihnen – die mir ihrer Kleidung oder des Akzents wegen aus La Algaba zu kommen schienen – sich dem Stand näherte, begann ich nervös zu werden. »Haben sie schon was mitgehen lassen?«, fragte ich mich ängstlich, sobald sie nur einen guten Tag wünschten. Aus einem einfachen Grund, weil es so unglaublich einfach war – und mein Vater machte sich da keinerlei Illusionen –, mich auch ohne diese Fingerfertigkeit zu bestehlen, zumal niemand Gefahr laufen musste, angezeigt zu werden, denn ich fühlte mich nicht in der Lage, jemanden des Diebstahls zu bezichtigen, selbst wenn man mir mit klobigen Händen die Nase aus dem Gesicht gestohlen hätte. Ich war damals fast krankhaft schüchtern; es gab nichts, dessen ich mir sicher war: Die Welt hielt mir damals viele Überraschungen parat und viel Wirrwarr; ich konnte Realität und Fantasie nicht wirklich unterscheiden und besaß so wenig Selbstvertrauen, dass ich nicht gewusst hätte, ob es zutraf, dass mir jemand etwas vom Stand weggestohlen haben könnte, aus schierer Angst, mir dessen nicht sicher zu sein. Und was, wenn ich eine Frau des Diebstahls bezichtigt hätte und sich hernach erwies, dass ich mich geirrt hatte? Und wenn es so gewesen wäre, hätte ich es beweisen können? Hier die Schande, dort die Pein! Nein, die Algabeñas hätten kommen und den ganzen Stand vor meinen Augen wegtragen können. Mein einziger Vorteil bestand darin, dass sie von der hilflosen Verfassung dieses wortkargen kaufmännischen Minitalents nichts ahnten. Und nur ihrer Unwissenheit habe ich es zu verdanken, nicht binnen kürzester Zeit den Ruin meines Vaters eingeläutet zu haben.

Was sie allerdings leicht durchschauten, war meine Unfähigkeit, ihrem Feilschen etwas entgegenzuhalten, und das nutzten sie aus. Vermutlich warteten sie, bis sie mich am Stand alleine sahen und kamen erst dann näher. Zunächst schlug ich mich heldenhaft im Preisgefecht und verlangte, was auf den Schildchen stand, aber diese gewieften *Ladinas* begannen zu diskutieren, und nach und nach verdrehten sie mir den Kopf mit ihrer Strategie, zwischen Flehen und Beschimpfen, Schmeicheleien und handfesten Argumenten hin und her zu springen; mein Gott, war mir das peinlich, so unnachgiebig zu sein! Ich wurde rot wie eine Tomate, vergaß das oberste Gebot, auf ihre Hände zu achten, und schaute ihnen die ganze Zeit in die Augen, denen wiederum meine sagen wollten, »habt ein wenig Erbarmen mit diesem schüchternen Jungen«, um schließlich

ohne auch nur das Geld zu zählen, das sie mir unentwegt in die Hände drücken wollten, einzuknicken, der schnatternden Diskussionen und Feilschereien dieser kauderwelschenden Weiber überdrüssig, deren Augen, so sehr sie mich aus der Fassung brachten, auch fesselten. Als Halbwaise ohne meine Mutter war ich an den Umgang mit Frauen nicht gewöhnt, und sobald sie mir nahekamen, verwirrten sie mich.

Manchmal kam mein Vater genau im falschen Moment von der Taverne – ich hatte gerade das Geld, sie ihren Einkauf in der Hand.

»Was hast du dafür verlangt?«

»So viel ...« Ich hielt ihm das Geld hin, mir trieb es die Schamesröte ins Gesicht, und ich wollte im Erdboden versinken.

Mein Vater schrie zum Himmel, entriss der Käuferin das Paket, schleuderte ihr das Geld, das er aus meiner Hand grapschte, ins Gesicht und begann, sie mit den übelsten Worten zu beschimpfen, die ich je gehört habe:

»Diebin! Schlampe! Auf der Welt, um rechtschaffene Menschen zu betrügen. Zieh Leine, bevor ich dich an deinen Haaren fortschleife. Faules Hurenpack, dummes! Glaubt wohl, dass ihr Mann mit seinen Hörnern Spitzendeckchen klöppelt, so eine bist du!«

Am liebsten wäre ich vor Scham im Boden versunken.

Mein Vater verfolgte eine äußerst eigenwillige Verkaufsstrategie, die darin bestand, mit jeder Kundin erst einmal einen derben Streit vom Zaun zu brechen. Den Frauen aus den umliegenden Dörfern, die an unseren Eisenwarenstand kamen, drehte mein Vater nur seine Billigware an und überschüttete sie zum Dank mit Beschimpfungen und Abfälligkeiten seiner enthemmten Zunge; sie hatten ihrerseits auch ein loses Mundwerk, und so kamen in unserem ehrenwerten Geschäft die Abschlüsse zwischen unendlichen Litaneien übelster Schimpfworte und heftigen Wortgefechten zustande. Ich konnte mich an diese Verkaufsstrategie nicht gewöhnen. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, warum diese Kundinnen sich so was wie meinen Vater gefallen ließen. Aber offenbar war ich der Naive, denn jeder meinte, er habe ein Händchen fürs Verkaufen.

Der Junge im Café

Der Laden schloss immer sehr früh, mein Vater wollte ins Café. Oft griff er meine Hand und nahm mich mit. Wir schlenderten abends die Calle Sierpes entlang und hielten bei jeder Tertulia vor den Cafés und Saufläden kurz an. Ganz Sevilla drängte sich damals in der Calle Sierpes. Die Halbwüchsigen sah man vor den Casinos ihre Stiefel auf Hochglanz bringen. Man ging dorthin, wenn man Empfehlungen oder einen Mittelsmann brauchte. Vor der Peña Liberal stand immer eine Traube solcher Bittsteller, die auf Don Pedro la Borbolla warteten; an den Marmortischen des Café Central unterzeichneten die Feldarbeiter bei den Viehzüchtern und die Stierkämpfer handelten ihre Engagements bei den *ferias*, aus; ins Café Nacional gingen die Beamten und Geldverleiher, die Angestellten der Stadt und die Kirchlichen; draußen auf der Straße standen die Getreide- und Essighändler unter den Markisen und debattierten den ganzen Abend, fuchtelten mit ihren gefalteten Tütchen für die Kichererbsen durch die Luft oder prahlten, die Pröbchen des letzten Essigs ins Gegenlicht haltend, inmitten einer Schar von Lotterieverkäufern, Schuhputzern und resoluten, grimmigen Kellnern.

Mein Vater war Stammgast im Café América, oder aber er ging ins Café Madrid; letzteres hatte einen großen und luftigen Patio mit gigantischen Billardtischen, auf denen die Kugeln nach den Regeln von *cuarenta y un*, der *vuelta al mundo* und dem *chapó* aufgelegt wurde. Mein Vater war bei diesen Turnieren fast unschlagbar.

Wenn wir beim Café ankamen, beobachtete er zunächst den Spielverlauf und bat irgendwann, wenn neu aufgelegt wurde, die *bola*, um einzusteigen – was niemandem verweigert werden durfte – und verlangte seinen Queue, seinen eigenen, und begann ruhig sein Spiel, für das er viel Augenmaß und Geschick aufbrachte. Er spielte gut; so gut, dass sein Erscheinen oft den Spielverlauf entschied. Sie spielten nach strengen Regeln. Kein Karambolagebillard oder auf diesen winzigen Tischchen: es ging um *palos* und *troneras*. Die Spieler waren in der Regel gestandene, authentische Typen, alte Flamencos, die raffiniert und mit reichlich Stilbewusstsein und Pomp agierten: Der Hut war ins Gesicht gezogen, die lockigen, *persianas* genannten überlangen Koteletten hingen von den Schläfen, und der Zahnstocher im Mund durfte nicht fehlen. Manche liefen immer noch gerne mit der Melone auf dem Kopf herum, dazu Karottenhose und die obligatorische goldene Uhrenkette.

Während mein Vater spielte, suchte ich im Café lieber die Tische nach Zuckerwürfeln ab und trank mit Wonne *Gotas*, einen Rosenlikör, den man, mit Milch vermischt, den Gästen ausgab. Immer wenn mein Vater eine Partie gewann, eine *Guerra*, wie sie im Argot der Spieler hieß, schnippte er mir eine *perra gorda* zu; ich lief dann zur Patisserie Suizo nach nebenan und aß für die zehn Céntimos Süßigkeiten. An guten Tagen so viele, bis ich Bauchschmerzen bekam.

Zwischen meinem achten und elften Lebensjahr begleitete ich meinen Vater ins Café. Ich begriff dort ganz elementare Dinge, so etwa, wie sich ein Mann benehmen soll, wenn er geachtet werden will. Während sich die Freunde meines Vaters unterhielten, saß ich still und unauffällig mit auf dem Divan und lernte meine Lektionen in männlichem Stolz. Ich spitzte meine Ohren und lauschte, wie diese Männer am

versammelten Tisch über Frauen redeten: Ich gewöhnte mich an die Vorstellung, dass die Frau ein böses und gleichermaßen angenehmes Biest war, dass man unnachgiebig jagen und anschließend schlecht behandeln musste; ich lernte die tiefsinnige Bedeutung des »Der Mann hat das Sagen« kennen und unter welchen Umständen es ihm erlaubt war, sie sich zu nehmen. Diese einfache Kasuistik der Männlichkeit unter Zigeunern erlernte ich auf den Divanen des Café Madrid mit nicht einmal elf Jahren. Das Café ist nicht die schlechteste Erziehungsanstalt.

Als ich mit elf Jahren plötzlich aufschoss, begann mein Vater, mich zu ignorieren. Ich weiß nicht, warum, aber wahr ist, dass er aufhörte damit, mich ins Café mitzunehmen. Er mochte es nicht mehr. Mein Bruder Manolo trat an meine Stelle. Allen meinen Brüdern passierte dasselbe. Sobald sie hoch aufschossen, hielt er sie von sich fern.